

schaft, ihre pekuniäre Lage und ihr Bildungsstand, ihre Belustigungen, Aufzüge und ähnliche Handwerksgebräuche. Diese letzteren sind heute fast alle verschwunden, nachdem vor dem Aufkommen der Fabrikindustrie die Handwerke und damit auch die Zünfte mehr und mehr gesunken waren, bis ihnen im 19. Jahrhundert durch die Einführung der Gewerbefreiheit ihr Ende bereitet worden ist.

Die anschauliche und interessante Art, mit der Mummenhoff alle diese Verhältnisse geschildert hat, wird seinem Buche einen großen Leserkreis sichern.

Dr. Otto Lauffer.

Erinnerungen einer Urgrossmutter. Katharina Freifrau von Bechtolsheim, geb. Gräfin Bueil. 1787—1825. Herausgegeben von Carl Graf Oberndorff. Berlin. F. Fontane & Cie. 1902. 474 S.S. 8.

Mit berechtigtem Mißtrauen nimmt man heutigen Tages ein dickleibiges Memoirenwerk zur Hand. Unser rasch dahinstürmendes Jahrhundert hat wenig Lust, »sich in den Geist der Zeiten zu versetzen, zu schauen, wie vor uns ein weiser Mann gedacht.« Dieses Mißtrauen ist bei litterarischen Werken womöglich noch grösser als bei historischen, doch scheint auch hier Fürst Bismarcks herrliches Vermächtnis eine durch sich selbst berechnete Ausnahme zu bleiben. Die Nachwelt will sich eben nicht daran gewöhnen, durch die verstaubte Brille der Urgrosseltern zu sehen. In dieser Rumpelkammer der Antiquariate, auf den höchsten Gestellen der Bibliotheken einer würdelosen verdienten oder unverdienten Vergessenheit anheimfallen. Ob das vorliegende Werk diesem fast unentrinnbaren Schicksal entgeht, läßt sich schwer sagen. Jedenfalls liegt sein hervorragendster Wert darin, daß es durch eine Anzahl bisher nicht veröffentlichter Briefe Goethes neue Beiträge zur Geschichte der ersten weimarer Zeit bringt, während auf der anderen Seite der Zusammenstellung mehrerer — schon bekannter — Schreiben der Kaiserin Katharina von Rußland und anderer leitender Persönlichkeiten ihres Hofes eine entschiedene historische Wichtigkeit nicht abgesprochen werden kann. Graf Carl Oberndorff hat sich entschlossen, die nur für ihre Kinder von der Freifrau Katharina von Bechtolsheim niedergeschriebenen Aufzeichnungen mit dem anspruchslosen Titel »Erinnerungen einer Urgrossmutter« der Öffentlichkeit zu übergeben.

Urenkelin der geistreichen Frau von Épinay, der Freundin Rousseaus, hat die geborene Gräfin Bueil schon im elterlichen Hause Anregungen der höchsten Art empfangen, welche ihre Jugendzeit überdauernd und sich verstärkend der vermählten Frau von Bechtolsheim Gelegenheit gaben, ein anschauliches Bild der zahlreichen Persönlichkeiten, mit denen sie in Beziehung trat, wie der Eindrücke, die sie von denselben in sich aufnahm, auch für die Nachwelt festzuhalten. Im Vordergrund der Darstellung steht der väterliche Freund der Familie, Baron Melchior Grimm, der, ein geborener Deutscher, sein ganzes Leben im edelsten Sinne »daran arbeitete, Franzose und Pariser zu werden (Sainte-Beuve).« Nach dem Ausbruch der Revolution zuerst einem wechselvollen Schicksal preisgegeben, war dem fast Achtzigjährigen zuletzt bei seinem alten Gönner, dem Herzog von Gotha, ein ruhiger Lebensabend beschieden. Seit der Flucht aus Paris befand sich die Familie Bueil meist in seiner Begleitung, unter seiner Aufsicht erhielt die kleine Katharina ihren ersten Unterricht, in seinem Hause hatte sie das Glück, mit Goethe, mit Benjamin Constant, mit Frau von Stael zusammenzutreffen. Besonders reizvoll wird der Begegnung mit der berühmten Tochter Neckers Erwähnung gethan (S. 103). Genaue Schilderungen des herzoglichen Hofes schliessen sich an. Zur Hofdame der regierenden Herzogin ernannt, und nach kurzer Zeit mit dem preussischen Rittmeister Baron Bechtolsheim verlobt, scheint der Heimatlosen endlich das Glück zu lächeln. Aber der Ausbruch des Krieges zerstört alle Aussichten auf eine behagliche Zukunft, der Tod des »guten alten Barons Grimm«, vorher die in aller Eile geschlossene eheliche Verbindung machen den Beziehungen in Gotha ein Ende. Durch die Amnestie nach siebzehn Jahren in die Heimat zurückgerufen, finden das junge Paar und die ganze Familie Bueil in Varennes einen ruhigen Aufenthalt. Der plötzliche Tod des Gatten läßt die junge Frau

mit zwei kleinen Kindern zurück. So widmet sie sich ganz der Erziehung derselben, bringt sie nach Deutschland in das Haus der Großmutter — Juliens von Bechtolsheim, der »Psyche« Wielands —, 1816 entschließt sie sich, am mecklenburgischen Hofe wieder eine Stellung anzunehmen. Der ausführlichen Berichterstattung über die neue Thätigkeit, die erst 1825 endete, können wir nicht mit der gleichen Aufmerksamkeit folgen wie der feinen Einzelschilderung und lebhafteren Gewandtheit der ersten Hälfte des Buches. Mit dem Jahre 1825, der Zeit der Übersiedelung der Bechtolsheimschen Familie nach Bayern, endet die Darstellung.

Zweifellos ist die Verfasserin eine hochbedeutende Erscheinung für jeden gewesen, der ihr näher zu treten Gelegenheit hatte. Eine tiefe, streng religiöse Lebensauffassung, entschiedenes Gefühl für das ästhetisch Schöne, ein offener Blick für die praktische Seite des täglichen Lebens scheinen sich in ihr zu einem erfreulichen Ganzen vereinigt zu haben. Dabei ist es der geborenen Französin gut gelungen, die Sprache ihrer zweiten Heimat, die nach den häufig eingeschobenen Gesprächen zu schließsen, wohl nicht ihre Umgangssprache gewesen ist, gewandt und klar zu beherrschen. Wer das Hofleben am Anfange des letzten Jahrhunderts kulturhistorisch zu würdigen trachtet, wird von dem aufdringlichen Klatsch der Gräfin Vofs gerne zu den Erinnerungen einer Urgroßmutter übergehen.

Noch ein Wort über die Herausgabe und den Anhang. Der Inhalt des letzteren wurde bereits erwähnt. Wozu es nötig war, die französischen Briefe zu übersetzen, und so das umfangreiche Werk noch mehr zu belasten, erscheint nicht ganz verständlich. Die Beigabe eines Registers wäre notwendiger gewesen. Auch sind die häufigen Hinweise auf das Conversationslexikon wenig belehrend. Im Übrigen ist Graf Oberndorff mit pietätvoller Schonung verfahren und hat die Worte des Textes in richtiger Anerkennung meist ohne störende Beigaben zur Geltung kommen lassen.

Dr. Hermann Uhde.

Denkmäler der Süddeutschen Malerei des frühen Mittelalters. Erster Teil. Georg Swarzenski, Die Regensburger Buchmalerei des 10. und 11. Jahrhunderts. Studien zur Geschichte der deutschen Malerei des frühen Mittelalters. Mit 101 Lichtdrucken auf 35 Tafeln. Leipzig 1901. Verlag von Karl W. Hiersemann.

Das schon äußerlich sehr repräsentable Werk Swarzenski's wird, ganz abgesehen davon, daß es der Kunstgeschichte des Mittelalters einen neuen, festen Halt gibt, von Allen, die sich insbesondere mit der mittelalterlichen Miniaturmalerei und Ornamentik beschäftigen, aufs freudigste begrüßt werden. Gibt es doch über Entwicklung, Art und Auflösung einer Gruppe von Miniaturen eine zuverlässig kritische Auskunft, die man schon längst und immer wieder bei vielen Studien zur letzten Jahrtausendwende aufs empfindlichste vermifste.

Swarzenski folgt nicht Vöges methodischem Prinzip. Die ausführliche Kritik und Charakteristik der einzelnen Denkmäler genügt ihm nicht, sondern es ist ihm daran gelegen, »durch eine Ausschöpfung des künstlerischen, individuellen Gehaltes« der einzelnen Handschriften, das Verhältnis der einen zur andern festzustellen. Er will nicht nur gruppieren, sondern der organischen Entwicklung der mittelalterlichen Malerei nachgehen und deren Gesetze erforschen. Trotz der geringen Zahl von in Betracht kommenden Denkmälern hat Swarzenski eine ganze Reihe von sehr charakteristischen wechselseitigen Zusammenhängen oder Eigentümlichkeiten so prägnant festgestellt, — die vorzüglichen Abbildungen werden durch sehr willkommene tabellarische Aufstellungen der verwendeten Farben ergänzt — daß diese stilkritischen Ergebnisse eine zuverlässige Basis für weitere Forschungen zur Geschichte der Malerei im 10. und 11. Jahrhundert bieten. Auf dieser Basis zu bauen wird freilich immer äußerst vorsichtiges und weitsichtiges Beurteilen der Denkmäler voraussetzen. Sagt doch Swarzenski selbst etwa am Schlusse: »Für alle Fragen, die sich die Lokalisierung und Gruppierung der Kunstwerke des Mittelalters zum Ziele setzen, dürfen wir die eine Thatsache als dauerndes Ergebnis hinstellen, daß an einem Orte innerhalb einer Schule Kräfte von streng verschiedener technischer Sonderheit und mit recht weitgehenden stilistischen Unterschieden sich bethätigen.«